

Kapitel 1

Was am meisten schmerzte, waren ihre Zehen. Abgesehen von ihrem Stolz. Und den Schultern. Und der Stelle hinter dem Brustbein, wo man ein dumpfes Ziehen und Pochen spürt, wenn einen plötzlich Angst überfällt. Für plötzliche Angst hatte sie seit Tagen keinen Platz mehr in sich. Dazu war die ständige Furcht viel zu präsent. Kein Platz für Schock oder Erschrecken. Nur dieser Druck hinter der Brust, und das Gefühl, weinen zu müssen, das sie zurückdrängte, so gut es ging. Erst im Dunkeln, das nicht immer Nacht war, ließ sie die Tränen laufen.

Wenn niemand es sah.

Sie ballte die Hände zu Fäusten und verzog das Gesicht. Nicht weinen. Noch war es nicht dunkel. Noch würde sie diese Genugtuung den Tieren, die sie hier hielten, nicht schenken. Als sie ihre Haltung um zwei Millimeter verlagerte und dabei die Kanten der Handschellen scharf in ihre Haut schnitten, biss sie verzweifelt die Zähne zusammen. Nicht weinen. Das Brennen hinter ihren Augen bedeutete nichts. Sie würde nicht weinen.

Wenn die Schellen in die Handgelenke bissen, tat es zwar weh, aber sie musste ihre Zehen entlasten, irgendwie. Die ganze Zeit auf den Zehenballen zu balancieren war Schwerstarbeit. Aber wenn sie sich auf die ganze Fläche des Fußes sinken ließ, hatte sie das Gefühl, die Handschellen würden ihr die Hände von den Armen trennen.

Grollende, dumpfe Musik aus hoch angebrachten Lautsprechern füllte den Raum. Sie hatte anderes zu tun, als sich umzusehen, wo sie sich befand. Ihre Aufgabe war, das Gleichgewicht zu halten. Und sich auf den Moment einzustellen, wenn das Schlimmste passierte. Es würde passieren, daran hatte sie keine Zweifel. Jemand würde kommen, um sie anzufassen. Grobe Hände, die ihre Haut berührten und keinen Platz für Scham ließen. Wenn sie etwas wunderte, dann nur, warum es noch nicht geschehen war. Warum sie sie zwar betäubt, gefesselt und geschlagen, aber noch nicht angefasst hatten. Ein Schluchzer stieg in ihre Kehle, versperrte ihr die Luftröhre. Sie schluckte ihn trocken hinunter.

Um Himmels willen, wie war sie hierher gekommen? Wann wachte sie endlich auf und stellte fest, dass alles nur ein Albtraum war?

Das Mädchen neben ihr schluchzte leise. Sie hieß Louise, das wusste Annie, weil sie seit drei Tagen nebeneinander in einer kleinen Zelle geschlafen hatten. In der ersten Nacht war Louise irgendwann zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang geholt und erst nach Stunden zurückgebracht worden. Mit Striemen auf Rücken und Bauch und Blut an den Schenkeln. Da war Annie klar geworden, dass die Angst, die sie verspürte, nicht übertrieben war. Das hier war kein Spiel. Das hier waren keine Halbstarken, die sich einen Scherz erlaubten. Das hier war bitterer Ernst.

Wenigstens war Louise größer gewachsen als sie selbst und musste nicht auf den Zehenspitzen stehen. Sie konnte das rostige dünne Eisenrohr, das die Handschellen hielt, mit beiden Händen greifen, ohne sich anzustrengen. Wenn jemand kam, konnte Louise sich wegrehen, sich sogar ein Stück ducken. Sie hatte die Macht, etwas zu tun, um den grapschenden Händen und ekelhaften Blicken zumindest für einen Augenblick zu entgehen. Annie hatte diese Möglichkeit nicht, und der Gedanke daran trieb ihr die Übelkeit aus dem Magen weiter die Kehle herauf.

Ob sie sie losmachen würden, wenn sie sich übergab?

Das Dröhnen der Musik vibrierte durch den Raum und durch ihre Fesseln. Sie versuchte, durchzuatmen, aber der Schmerz hinter der Brust ließ das schon lange

nicht mehr zu. Die Art und Weise, wie sie Louise zugerichtet hatten, ließ keinen Zweifel an dem, was ihnen hier bevorstand. In den drei Tagen seit ihrer Entführung hatte sich niemand an Annie vergriffen, jedenfalls nicht so. Sie hatten sie gezwungen, sich auszuziehen, und hatten ihr seither keine Kleidung mehr gegeben. An diesem Morgen hatten sie sie gezwungen, in eine Wanne mit viel zu heißem Wasser zu steigen, und jemand hatte ihre Zähne kontrolliert und mit breitem Grinsen auf Spanisch etwas gesagt, das wohl ihre üppige Oberweite betraf. Andere hatten gelacht. Sie war sich vorgekommen wie ein Stück Vieh. Ganz offensichtlich war genau das deren Absicht gewesen.

Jetzt hier zu stehen, in einer Reihe mit anderen Gefangenen, nackt, in Handschellen, half nicht, die Erinnerung zu zerstreuen. Die Eisenstange war zu hoch. Annies Körper war aufs Äußerste gestreckt. Wenn jemand kam ...

Jemand kam.

Eine Tür krachte.

Das Wimmern begann.

Louise zuckte zusammen, die Kette an ihren Handschellen klirrte, als sie versuchte, sich klein zu machen. Männer strömten in den Raum. Vielleicht war es mal ein Lagerhaus gewesen, oder, was wahrscheinlicher war, eine Scheune irgendwo auf dem Land. Wo auch immer sie war, eins war sicher: Niemand würde sie finden. Niemand kam hierher, um zu suchen. Niemand würde nachsehen, was hier geschah, denn Männer wie die, die sie auf dem Rummelplatz gefangen hatten, machten keine Fehler.

Nicht nur Männer strömten herein, auch Frauen. Oh Gott! Annie kniff die Augen zusammen.

Der Mann, der ihre Zähne kontrolliert hatte, ging an der Spitze der Gruppe. Zeigte auf die Frauen und Mädchen. Scheinwerfer flackerten auf, tauchten die präsentierten Körper in ungnädiges Licht. Nichts blieb verborgen. Jemand trat vor, streckte eine Hand aus, erntete einen entsetzten Schrei seines Opfers.

Sie hatte nicht gewusst, dass es so etwas wirklich gab. Sie hatte davon gehört und es abgetan als eine urbane Legende. Als etwas, womit man erwachsenen Mädchen Angst machte, damit sie sich nicht auf den Falschen einließen und immer vorsichtig waren. Sie war vorsichtig gewesen. Genützt hatte es ihr nichts.

Jetzt wusste sie, wie Recht Daddy hatte, wenn er sagte, die Widerwärtigkeit der Menschheit kann man nicht übertreiben.

Was für eine Ironie des Schicksals, dass sie hier stand. Ausgerechnet sie. Die Tochter eines FBI Captains in den Klauen von Menschenhändlern.

Taxierende Blicke gefroren das Blut in ihren Adern zu Eis.

Das Glimmen von unverhohlener Lust in den Augen von Männern, die goldene Armbanduhren und elegante Anzüge trugen. Neben ihnen standen bullige tätowierte Biker, deren Kleidung mit Eisenketten verziert war. Sie schloss die Augen, wollte das nicht sehen. Einen Augenblick lang wünschte sie sich, in Ohnmacht zu fallen. Was auch immer mit ihrem Körper in den nächsten Stunden geschah, sie wollte es nicht wissen.

Jemand packte ihren Kiefer, harte Finger bohrten sich in ihre Haut. „Augen auf“, kam der gebellte Befehl.

Entsetzt riss sie die Lider hoch und sah sich einer Frau in Latex gegenüber, deren natürlicher Hautton unter Schminke vollkommen verschwand. Annie begann zu zittern und schluckte. Ihre Knie wurden weich, die Handschellen fingen sie auf und schnitten in ihre Gelenke, Tränen schossen in ihre Augen.

Die Frau stieß ihr Gesicht von sich. „Zu üppig für meinen Geschmack.“ Mit neuem Interesse wandte sie sich an Louise neben ihr. Hochgewachsen und schlank, mit

kleinen, hohen Brüsten und einem festen Apfelhintern. Wohl eher auf der Wellenlinie der Latex-Frau. Annie schämte sich für ihre Erleichterung, als sie die Peitsche sah, die hinten im Gürtel der Frau steckte.

Fast alle Käufer, die der ekelhafte Mann hier herein geführt hatte, legten inzwischen Hand an die Mädchen. Wer zu laut jammerte, wurde mit einem Klatschen und groben Worten zur Ruhe gebracht. Annie starrte vor sich hin, apathisch, zu entsetzt, um irgendwas fühlen zu können. Nicht einmal der Schmerz, der sich aus ihren Handgelenken im ganzen Körper ausbreitete, drang zu ihr durch. Das dumpfe Pochen hinter ihrer Brust versteifte sich zu einem Eisblock. Auf Rettung zu hoffen, dazu war es zu spät.

Daddy, dachte sie.

Einen sah sie neben dem Spanier stehen. Der Spanier selbst war eher ein dürres Hemd mit fettigen Haaren und einem seltsamen Hut auf dem Kopf. Der Mann, der jetzt mit ihm redete, war groß gewachsen mit kurzgeschnittenen dunklen Haaren. Er trug weder Anzug und Rolex noch Biker-Klamotten, sondern saubere enge Jeans und ein Muscle-Shirt, aus dessen Armlöchern von deutlich sichtbaren Sehnen durchzogene Oberarme herausschauten. Nichts an ihm deutete darauf hin, dass er reich war und sich eine Sklavin leisten könnte. Sklavin. Allein das Wort bereitete ihr Übelkeit. Sie hatte es noch nie gemocht, allein die Historie, die damit verbunden war, war fürchterlich. An diesem Ort, wo sie selbst zu einem Teil eines perversen Marktes gemacht wurde, wirkte es hässlicher denn je. Die Haltung des Mannes neben dem Spanier drückte so viel Selbstverständlichkeit aus, dass es Annie kalt über den Rücken rieselte. Er hatte sicher kein Problem mit dem Wort Sklavin. Oder mit dem Wort Master.

Mit ernster Miene und kleinen, intensiven Gesten redete er auf den Spanier ein. Aus irgendeinem Grund zog er Annes Blick an wie ein Magnet. Vielleicht, weil niemand sie begrapschte und er der Einzige war, der sich noch heraushielt. Zwar scannten seine Augen unablässig die an dem Stahlrohr aufgereihten Mädchen, aber er behielt seine Finger bei sich. Dann winkte er ab und machte sich auf den Weg zum Ausgang. Nicht nur Annie starrte ihm nach. Eine seltsame Leere fraß sich plötzlich von innen her durch ihre Eingeweide.

Nach kurzem Zögern folgte der Spanier dem Mann. So verzweifelt redete er auf ihn ein, dass es Annie nicht mal gewundert hätte, wenn er flehend auf die Knie gefallen wäre.

Der große, breitschultrige Mann schnaubte, ging zu einem der Mädchen. Annie konnte sich nicht davon abhalten, den Kopf zu verdrehen, um zu sehen, was er tat. Er griff dem Mädchen an die Brust, erntete einen erschrockenen Schrei. Dann landete seine Hand zwischen den Beinen der Frau. Brusk zog er seine Finger wieder heraus, zeigte dem Spanier die Hand, sagte etwas. Der Spanier antwortete. Der Mann schnaubte erneut, dann fiel sein Blick auf Annie.

Er hatte helle, durchdringende Augen, die kalt wirkten. Zornig.

Als er langsam auf sie zukam, spürte sie jeden einzelnen Schmerz in ihrem Körper, als sei es das erste Mal. Das Brennen, das Ziehen, das dumpfe Pochen. Den Block aus Eis in ihrer Brust. Die Tränen, die sich hinter ihren Lidern stauten und losbrechen wollten. Nein, dachte sie. Immer wieder, nein. Sie wich zurück, soweit es möglich war, aber das waren nicht mal zwei Zoll. Noch nie war sie nackter gewesen als in diesem Augenblick, wo sie den Blick dieses fremden Mannes auf jedem Millimeter ihrer Haut spürte. Auf jedem Millimeter ihrer Haut und noch darunter. Bei all den anderen war es ihr gelungen, ihre Gedanken auszublenden. Ihr Geist war aus ihrem Körper getreten, uninteressiert, und hatte zugesehen, wie diese Fremden Finger und andere Dinge in ihre Körperöffnungen steckten. Sie prüften wie ein Stück Fleisch auf

dem Tisch des Metzgers. Bei diesem Mann gelang es ihr nicht. Er trat vor sie. Sah auf sie herab. Sie zitterte, spürte Gänsehaut an ihrem ganzen Körper. Spürte, dass etwas Feuchtes, Warmes an ihren Armen herunterlief. Sie blickte nach oben und erschauerte. Die Handschellen hatten die Haut ihrer Handgelenke aufgerissen. Blut sickerte aus den Wunden. Der Mann drehte sich zu dem wieselhaften Spanier um und sagte: „Die hier. Nimm sie ab.“

Seine Dienstpistole lag im Handschuhfach des Toyota Corolla, aus dem er zusammen mit Sam in Downtown Mobile ausgestiegen war, um in den silbermetalllicfarbenen Mercedes mit einem dunkelhäutigen Chauffeur umzusteigen. Statt der Pistole trug er viel zu breite Goldringe an den Fingern, und an seinem linken Ohr läppchen juckte ein Diamant, für den er sich das Loch, das er als Teenager dort gehabt hatte, neu hatte durchstechen lassen müssen.

Alles im Namen von Recht und Gerechtigkeit.

Für diesen rattengesichtigen Spanier und seine Komplizen war es ein beschissenes Glück, dass Tulane Flemming seine Pistole nicht dabei hatte. Die passte nicht zu seiner Rolle als ekelhaft reicher Software-Unternehmer mit fragwürdigen Vorlieben, in der er hier posierte. Hätte er Zugriff auf eine Waffe, er hätte längst um sich geschossen.

Er hatte sich das eine oder andere vorgestellt, als er in stark codierten Unterlagen und auf zweifelhaften Internetseiten auf die Informationen zu diesem Ring gestoßen war. Das Rattengesicht war nur ein kleines Licht, so viel wusste Tulane. Diese Auktion in einer ehemaligen Scheune tief in den Wäldern bei Axis, Alabama, war eine Regionalveranstaltung. Tulane hatte nicht mal geahnt, wie viele Leute es in Mobile und Umgebung gab, die zuviel Geld hatten, um vernünftig denken zu können. Wieviele von denen auf die eine oder andere Weise zu einer Einladung für diese Sklaven-Auktion gekommen waren, erschütterte seinen Glauben an das Gute im Menschen bis in die Grundfesten.

Woher all die Mädchen kamen, wollte er gar nicht wissen. Es waren fünfzehn, mit Handschellen an eine Gasleitung gekettet, die hoffentlich nicht mehr benutzt wurde. Major Richard Delaney hatte sich bedeckt gezeigt, als Tulane ihn in seinem Büro auf dem FBI-Gelände von Mobile über seinen Fund aufgeklärt hatte. Hinweise auf einen Ring von Menschenhändlern, deren Aktivitäten unter unzähligen Pseudo-Unternehmen vergraben waren. Ein glücklicher Zufall hatte Tulane mit der Nase auf diesen Ring gestoßen. Eigentlich war er als Undercover-Agent ins Gesundheitssystem geschleust worden. Es ging um den Verdacht, dass nicht nur in Alabama, sondern im ganzen Süden entlang der Golfküste Korruption auf dem Vormarsch war. Die Ketten aus Bestechungsgeldern begannen teilweise bereits an den Universitäten. Als er bei seinen Recherchen mehrfach auf das Verschwinden von Studentinnen gestoßen war, war er hellhörig geworden. Ein paar Nachtschichten hinter seinem Recher, und er hatte die mageren Hinweise ausgegraben, die auf diesen Ring hindeuteten.

Aber Delaney stand kurz vor seiner Beförderung zum Colonel, und ein weiteres Erfolgserlebnis brauchte er nicht. Wohl aber wollte er vermeiden, dass ein Schuss in den Ofen ihm einen Stein in den so sicher geglaubten Weg rollte. Tulane konnte das verstehen, vermutlich hätte er selbst nicht anders reagiert. Die Sache lief ihm ja nicht weg. Er könnte ihr immer noch nachgehen, wenn er einen anderen Vorgesetzten im

Department bekam.

Doch dann war Delaneys Tochter verschwunden. Dass sie einfach abgehauen war, kam nicht in Frage. Sie war ein schüchternes, pflichtbewusstes Mädchen, hieß es. Die Überwachungskameras auf dem Jahrmarkt, auf dem sie entführt worden war, zeigten, wie sie von zwei dunkel gekleideten Männern in einen Van geschleift wurde. Auf den krisseligen Aufnahmen wirkte sie halb besinnungslos, doch die Nummernschildverfolgung des Wagens war im Nichts verlaufen. Sie hatten es mit Profis zu tun.

Vierundzwanzig Stunden lang hatte Delaney die Nerven behalten, dann hatte er Tulane zu sich bestellt und alles wissen wollen, was dieser zu dem Ring herausgefunden hatte. Die darauffolgenden sechsunddreißig Stunden waren die betriebsamsten gewesen, die Tulane je erlebt hatte, seit er vor fast fünfzehn Jahren dem Federal Bureau of Investigation beigetreten war. Er hatte seit mindestens sechzig Stunden nicht geschlafen. Verdammt.

Die Chance, Miss Savannah Delaney hier zu finden, war verschwindend gering. Tulane hatte sich selbst nicht vorstellen können, dass sie hier, mitten in Alabama, Mädchen feilboten, die aus dieser Gegend stammten. Selbst jetzt noch, als er in die Gesichter der jungen Frauen schaute, die da angekettet waren, konnte er nicht sicher sein, Savannah Delaney unter den Opfern zu finden.

Sicher war er nur, dass er den Gästen des Rattengesichts am liebsten die übergriffigen Hände abgeschlagen hätte. Das Einzige, was ihn rettete, war seine Erfahrung. Das, was er sah, machte ihn zwar so wütend, dass er das Gefühl hatte, in seinem Inneren würde ein Flächenbrand lodern. Gleichzeitig aber waren es Dinge, die er schon oft gesehen hatte. Der Anblick von Peitschen, Fesseln und Floggern allein raubte ihm nicht die Nerven.

Aber nichts im Leben hätte ihn darauf vorbereiten können, in dieser Scheune, in der nur zweibeinige Ratten herumliefen, die Nerven zu behalten. Das Einzige, was ihm erlaubte, sich zusammenzureißen, waren seine antrainierte Disziplin und eine eiserne Beherrschung von Körper und Geist. Eine Kombination aus dem Training, das er im Job erfahren hatte, und dem Mann, der er war. Sam, der neben ihm stand, schnappte mehrfach hörbar nach Luft, und Tulane fühlte sich versucht, ihn zurechtzuweisen.

Ruhe bewahren.

Hatten sie genug gesehen? Wie spät mochte es sein? Kurz nach zehn Uhr abends hatte das Rattengesicht die Tür aufgeschoben und sie alle hereingebeten. Das war vielleicht zehn Minuten her. Die Einheiten sollten sich erst zusammenziehen, wenn die Menschenhändler und ihre Gäste in der Scheune waren, um das menschliche Gut zu betrachten und eine Auswahl zu treffen. Bis dahin sollten Tulane und Sam die Lage sondieren, damit sie später vor Gericht als Zeugen fungieren konnten. Tulane ahnte, dass einige der potenziellen Käufer sich schnell entscheiden würden. Ihnen hingen die Hosen in den Kniekehlen vor lauter Schiss, entdeckt zu werden. Recht so, dachte er. Aber war schon genug Zeit verstrichen, damit der Zugriff losgehen konnte?

Und was war mit Delaneys Tochter? Solange noch eine geringe Chance bestand, dass sie hier war ...

Er musste vermeiden, dass sie ins Kreuzfeuer geriet. Scheiße, keine von diesen Frauen sollte dem ausgesetzt sein, er konnte sich nicht mal vorstellen, was sie durchgemacht hatten. Sie sollten heißen Kakao bekommen und jede für sich ein stilles, helles, freundliches Zimmer und einen Menschen, mit dem sie reden konnten. Aber Delaneys Tochter? Wenn sie hier war, dann war sie seine Verantwortung. Seine, ganz allein. Er wollte sie in Sicherheit wissen, ehe hier die Hölle losbrach. Für

ihren Vater, der in Mobile saß und vor Angst um sein Mädchen verging. Tulane hatte ihr Bild gesehen, auf dem Schreibtisch des Majors. Eine schüchtern lächelnde Schönheit mit bronzem Teint, einem süßen runden Gesicht und tiefschwarzen Haaren, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, einer Halb-Mexikanerin. Das war alles, was er wusste. Und dass sie jung war, sehr jung, einundzwanzig Jahre alt, verdammt nochmal. Zu jung dafür, in eine Situation wie diese hier zu geraten.

Als ob eine Frau dafür jemals alt genug wäre.

Noch einmal streifte sein Blick die Frauen, aber er erkannte das Mädchen von dem Bild nicht wieder. Sam neben ihm atmete so schwer, dass Tulane nur hoffen konnte, dass der Junge die Nerven behielt.

„Geh zur Tür“, raunte er ihm zu. „Da ist die Luft etwas frischer als hier drin, und du hast einen besseren Überblick.“ Sam mimte seinen Cousin, der zum ersten Mal auf einem Sklavenmarkt war.

„Das hier ist widerlich, pervers“, murmelte Sam. „Kink ist ekelerregend.“

„Kink? Das hier ist kein Kink, mein Freund.“ Allein die Vorstellung, dass Sam in Zukunft immer, wenn von Kink die Rede war, gedanklich hierher zurücktransportiert wurde, machte Tulane Magenschmerzen. „Das hier ist Missbrauch. Kink und Missbrauch sind nicht dasselbe.“

Laut den Unterlagen, die dem Rattengesicht vorlagen, sollte Sam Sanders zukünftig die Einkäufe für DaMarco Horvath Jr. erledigen, dessen Verschleiß an Sklavinnen so hoch und sein Terminkalender so voll war, dass er sich nicht immer selbst um alles kümmern konnte. Was für ein selten dämliches Pseudonym, dachte Tulane, als er Sam hinterherschautte und dann das Rattengesicht ansprach.

„Nichts dabei, Chefe?“, quäkte der Spanier.

„Schwarzhaarig“, grollte Tulane. „Ich hatte explizit nach schwarzhaarigen Frauen im Angebot gefragt. Es wurde mir zugesichert, dass ich fündig werde. Was ist das hier? Bedeuten Kundenpräferenzen gar nichts?“

„Mexicana“, sagte der Mann mit dem spitzen Kinn. „Zwei Mexicana.“ Er wies auf eine Szenerie, in der eine latexbekleidete Frau ein deutlich kleineres Mädchen anfuhr. Er konnte das Mädchen nicht genau sehen. „Da ein Mexicana.“

„Davon, dass man mit Ihnen nicht mal reden kann, will ich gar nicht erst anfangen“, fluchte Tulane. „Ich werde wieder nach New Orleans reisen, wo die gute Ware von einheimischen Verkäufern angeboten wird. Das hier lohnt sich nicht.“ Auf dem Absatz drehte er sich um und machte sich auf den Weg zur Tür, die Ohren gespitzt. Er hatte nicht vor zu gehen. Er wollte lediglich die Ratte aus der Reserve locken.

Es funktionierte.

„Espera!“, schrie die Ratte ihm nach. „Espera, Señor Horvath, espera. Mexicana, señor, wunderschöne Mexicana, genau wie Wunsch!“

Als Tulane stehenblieb, wedelte der Spanier mit der Hand in Richtung einer der Frauen, einer bildschönen Schwarzhaarigen, die nicht die war, die Tulane suchte. Trotzdem trat er auf sie zu. Die Frau streckte das Kreuz durch. Sie war so groß gewachsen, dass sie ihm gerade in die Augen blicken konnte. Doch ihre Schultern bebten, und ihre Unterlippe zitterte.

Tut mir leid, dachte Tulane, dann legte er seine schwielige Hand um ihre entblößte Brust. Ein erschrockener Schrei entfuhr ihr, die Ketten klirrten, als sie sich wegzudrehen versuchte. Schnell grub er die Finger seiner anderen Hand zwischen ihre Beine.

Unter anderen Umständen hätte er das erregend gefunden. Jetzt war ihm schlecht. Er zog die Finger durch ihre Scham, dann hielt er der Ratte seine trockene Hand vors Gesicht. „Und das soll mir Vergnügen bereiten?“

„Esta esclava.“ Ratte hob die Schultern. „Ist trocken, ist Spaß.“

Tulane schnaubte und trat von dem Mädchen zurück, das leise zu schluchzen anfang. Ein weiterer, halb erstickter Laut kam von weiter rechts, so leise, das kein anderer es gehört hätte. Doch sein Ohr war geschult für das Schluchzen von Frauen, von Opfern, von Menschen in ausweglosen Situationen. Sein Blick fuhr herum, scannte die Dunkelheit und die gleißend hellen Flecken unter den Spotlichtern, in denen die Mädchen standen.

Diesmal erkannte er sie.

Sie war die Kleine, an der die Möchtegern-Domme herumgefummelt hatte. Sie erwiderte seinen Blick, die Augen angstvoll geweitet. Es war der Blick eines Kaninchens vor der Schlange. Er trat zu ihr, ihm war grottenschlecht. Diese Idioten versteigerten tatsächlich regional entführte Mädchen.

Wie spät war es? Wann kamen endlich die anderen?

Sie musste hier weg.

Alles an ihr zitterte. Gänsehaut überzog ihren Körper, die mit weichen aber definierten Pölsterchen gerundeten Arme und Beine, den flachen Bauch, die herrlichen üppigen Brüste. Sie hatte obsidiandunkle Augen, ein letzter Rest Feuchtigkeit glänzte in ihren nachtschwarzen Haaren. Ihr Blick war der eines Rehs, das den Jäger schon gesehen hat und weiß, dass es dem Schuss nicht mehr ausweichen kann. An ihren Armen rann in vier dünnen Rinnsalen Blut herab, das aus Wunden lief, die die groben Handschellen ihr gerissen hatten.

„Die hier“, sagte er, ohne Ratte anzusehen. „Nimm sie ab.“

„Kann nicht abnehmen“, protestierte der Spanier. „Rennt weg.“

„Rennt weg?“ Jetzt sah er den Mann doch an. „Und wohin soll sie rennen? Schließ die Schellen auf, sofort. Ich will sie kaufen, und ich habe keine Lust, dass sich ihre Handgelenke entzünden.“

„Kann nicht kaufen, muss ersteigern.“

„Nimm sie runter!“, brüllte er den Kerl an, der schließlich, wenn auch widerstrebend, einen Schlüssel aus einer seiner vielen Hosentaschen zog und mit etwas Mühe die Handschellen aufschloss.

Major Richard Delaneys Tochter sackte mit einem Stöhnen in Tulanes Arme, weil ihre Füße sie nicht mehr trugen. Tulane fing sie auf, hielt sie fest und blickte Ratte an. „Wo kann ich sie testen?“

„Testen, Chefe?“

„Wenn ich für sie bieten soll, dann will ich mich vorher vergewissern, dass sie hat, was ich suche. Sie ist eine von denen, für die hier reichlich geboten werden wird. Sie wird teuer.“

Beim Wort teuer gingen Ratte die Augen über, und er betrachtete die junge Frau in Tulanes Armen mit neuem Interesse. „Sì, sì, ist Gold wert, Chefe. Gold wert. Jeden Cent wert. Ist perfekte esclava. Kommen Sie. Kommen Sie. Wir haben alles. Peitsche. Cane. Haben alles dort hinten, können testen, solange Sie wollen, Chefe.“ Tulane trug das Mädchen hinter dem widerwärtigen Kerl her. „Hast du die Ware getestet?“, fragte er dabei, und überlegte noch, ob er dem Kerl die Eier abbeißen würde, falls der Sì sagte.

„Nicht ich, Chefe. Oh nein, ist unberührte Ware. Ist perfekte Ware, ist jeden Cent wert.“

Das war das erste Mal, dass der Kerl etwas sagte, das er nicht bereuen würde. Tulane stellte Miss Delaney auf die eigenen Füße. Um ihre Knöchel waren lederne Manschetten geschnallt, die mit einer kurzen Kette miteinander verbunden waren. Er vergewisserte sich, dass sie nicht umfiel, dann betrachtete er das Arsenal an Schlaginstrumenten, das in der hinteren Ecke an der Wand hing.

Vielleicht konnte sie weglaufen. Während der breitschultrige Mann mit den gigantischen Oberarmen zuerst mit dem Spanier und dann mit einem anderen der Gäste redete, hatten sie ihr die Fesseln abgenommen. Nur ihre Fußknöchel steckten noch in ledernen Manschetten. Wenn sie trat, vielleicht ... Daddy hatte ihr einige Tricks und Kniffe beigebracht, mit denen sie sich wehren konnte. Auch gegen Männer, die größer und schwerer waren als sie. Gegen den Taser ihrer Entführer hatten die besten Selbstverteidigungskniffe nichts genutzt, zu überraschend war der Angriff gekommen, zu unerwartet. Auch später hatte sie keine Möglichkeit gefunden, um sich zu wehren. Als sie sie geknebelt und gefesselt hatten. Doch jetzt ... Ihr Blick ruckte durch die Halle. Überall standen die Männer des Spaniers und bewachten die Ausgänge. Dazu die Gäste, wie der Kerl die Perverslinge nannte, die hierher gekommen waren, um ihre menschliche Ware zu kaufen.

Sie durfte das nicht denken. Sie war keine Ware. Sie war ein Mensch, und niemand, nicht einmal der widerliche Spanier, würde ihr das nehmen. Ihr Magen ballte sich zu einer Faust, wanderte ihr die Kehle empor. Seit drei Tagen hatte sie nichts gegessen, und doch würgte sie.

Einer der Aufpasser packte sie am Oberarm, schleifte sie davon. „Vamos“, sagte er. Seine Stimme knarzte wie ein lange nicht geöltes Scharnier. Wo seine Finger sie berührten, zog sich ihre Haut zusammen. Sie stolperte, konnte die Schritte nicht kontrollieren, weil ihre Zehen taub waren und die Kette zwischen den Manschetten viel zu kurz.

Ein Ziehen flammte in ihrem Fuß auf, die Muskeln krampften, brannten. Sie sah noch, wie der Muskelkrampf ihre Zehen in eine unnatürliche Haltung zwang, dann schrie sie.

Der Schmerz war schlimmer als alles, was sie seit ihrer Entführung ertragen hatte. Nicht psychisch. Die Scham, die Angst, Panik, all das hatte ihren Geist weit mehr malträtirt, als hier von jemandem herumgezerrt zu werden. Aber körperlich war das, was sie bisher hatte erdulden müssen, Pipifax im Vergleich zu diesem Krampf. Sie konnte sich nicht auf den Beinen halten, fiel, krümmte sich zusammen. Instinktiv griff sie nach ihrem rechten Fuß, dorthin, wo der Schmerz am schlimmsten war. Ihre Finger rutschten ab, weil sie glitschig waren von ihrem Blut.

„Herrgott nochmal, kann niemand auf die Frauen aufpassen!“ Sie hörte den Fluch. Durch die Glocke aus Schmerz meinte sie zu erkennen, wer sprach. Im nächsten Augenblick wurde sie hochgehoben. Starke Arme zwangen sie, ihren Fuß loszulassen. Der Krampf flammte erneut auf, versengte ihre Waden, sie wand sich und schrie, doch es half nichts.

„Schhh. Ruhig, Kleines. Ruhig.“ Er sprach mit ihr wie mit einem Kätzchen. Sie wusste nicht einmal, woher die Stimme kam, aber sie drang zu ihr durch. Ihre Schreie wurden zu einem Jammern.

„Es tut weh!“, stöhnte sie. „So weh!“

„Ich weiß.“ Sanft legte er sie auf einer Ledercouch ab, halb auf dem Sitzkissen, halb auf seinem Schoß. Er griff nach dem schmerzenden Fuß, streckte ihn, grub seine Finger tief in die Muskelstränge, strich die Sehnen entlang, tastend. Für die Dauer einiger Herzschläge flammte der Krampf erneut auf. Sie bäumte sich auf, schrie. Aber genauso plötzlich, wie der Schmerz sie überfallen hatte, ebte er unter der Hand des Fremden ab.

Mit dem Handrücken wischte sie sich Tränen von den Wangen und verschmierte Blut auf ihrer Haut, das ihren Blick dunkel verschleierte. Ihr Magen begann sich

umzudrehen..

„Lass das. Sitz ruhig.“ Er sprach nicht laut, aber seine Stimme duldet keinen Widerspruch. Und selbst wenn. Was sie an Kampfgeist noch in sich gefühlt hatte, hatte der Krampf in ihren Zehen und Waden ihr geraubt. Nutzlos fielen ihre Arme zurück. Sie schloss die Augen.

Was auch immer von nun an mit ihr geschehen würde, es lag nicht mehr in ihrer Macht. Sie wollte sich nicht ausmalen, wie dieser Mann sie vergewaltigte und schlug. Sie testete, wie er es nannte. Was mochte das beinhalten? Es war gleichgültig. Die Angst würde auch ohne diese Bilder in ihrem Kopf zurückkommen. Doch dieser Moment fühlte sich gut an. Wie er den Schmerz aus ihren Muskeln knetete, wie seine starken Finger sie massierten und Leben zurück in die geschundenen Glieder zwangen.

Ein leises Stöhnen kroch über ihre Lippen, ehe sie es zurückhalten konnte.

Nacheinander stellte er ihre Füße zurück auf den Boden.

„Sieh mich an“, forderte er. Dasselbe hatte die grobe Frau mit der fürchterlichen Peitsche von ihr verlangt, doch bei ihm war es anders. Sie musste sich nicht zwingen zu gehorchen, ihre Augen wandten sich ihm ganz von allein zu.

Sie schlug die Lider auf und blickte in das zornigste Paar graugrüner Augen, das sie je gesehen hatte.

Instinktiv wich sie zurück, doch er war schneller. Mit Zeigefinger und Daumen der Rechten fing er ihr Kinn, zwang sie, ihm direkt ins Gesicht zu sehen.

„Wie heißt du?“

Sie presste die Lippen aufeinander. Niemals würde sie diesem Monster ihren Namen sagen. Ihr Name gehörte ihr. Annie. Savannah. Bei diesem Namen hatten ihre Eltern sie getauft, hatten ihre Freunde sie genannt. Ihr Name machte sie real. Im Leben nicht würde sie diesen Teil von sich preisgeben. Nicht hier. Nicht vor diesem Fremden. Er mochte netter sein als die anderen, doch Annie ließ sich nicht täuschen. Er war hier, um sich eine Sklavin zu kaufen. Allein das machte ihn zu einem Untier. Er sah sie an, wartete. Er wirkte, als hätte er alle Zeit der Welt. Als würde es keinen Unterschied machen, ob sie ihm jetzt oder in zwei Stunden antwortete, denn dass sie ihm antworten würde, daran schien er nicht den geringsten Zweifel zu haben. Sie wollte den Kopf drehen, seinem Blick ausweichen, doch er ließ sie nicht. Seine Finger übten nicht mehr Druck aus als nötig, aber entkommen konnte sie seiner Intensität nicht.

Unter seinem Blick schmolz ihre Entschlossenheit. „Savannah“, sagte sie schließlich. Ein Flüstern, das in Wahrheit eine Niederlage war. „Ich heiße Savannah.“

Der Geist eines Lächelns spielte um seinen rechten Mundwinkel, und für den Bruchteil einer Sekunde erhellte sich sein Blick, wurde schmeichelnd und warm.

„Ein schöner Name.“ Mit der Handfläche nach oben streckte er seine Rechte zwischen ihnen aus. „Deine Handgelenke.“

Wieder zögerte sie. Und wieder wartete er, als hätte er nichts Besseres zu tun. Es war sein Schweigen, das forderte, das sich einen Weg durch ihre Schutzmauern bahnte und sie dort fand, wo sie am verwundbarsten war. Sie wünschte, er würde sie schlagen. So, wie die anderen Mädchen von den Gästen geschlagen wurden. Seine Fäuste, eine Peitsche oder ein Stock würden ihre Haut treffen, ihren Körper. Sein Schweigen traf ihre Seele. So brach er ihren Widerstand auf und drang ein. Viel tiefer, als es körperlich möglich gewesen wäre.

Als sie diesmal gehorchte, fuhr er mit dem Daumen über die Wunden an den Innenseiten ihrer Handgelenke. „Armes kleines Ding“, sagte er. „Was haben sie mit dir gemacht?“

In der abgetrennten Nische, in der das Sofa stand, auf dem er sie abgelegt hatte,

stand auch ein niedriger Tisch mit einer Kleenexschachtel. Er nahm zwei Zellstofftücher, tupfte vorsichtig das Blut von ihren Wunden. Unter seiner Zärtlichkeit zuckte sie schlimmer zusammen als unter dem harten Griff an ihrem Gesicht zuvor. Doch er ließ nicht nach. Er nutzte ihre Schwäche nicht aus, rieb nicht fester, aber auch nicht sanfter. Er beendete seine Arbeit, wie er zuvor das Massieren ihrer krampfenden Muskeln beendet hatte. Wie er darauf gewartet hatte, dass sie ihm ihren Namen nannte. Gewissenhaft. Geduldig. Ohne einen Funken Selbstzweifel oder Unsicherheit.

Wenn sie nur vergessen könnte, wo sie war. Wenn sie vergessen könnte, wer er war, vielleicht könnte sie seine Berührungen sogar genießen. Ihr Körper sträubte sich zumindest nicht gegen seine Finger. Im Gegenteil. Ein Teil des Eisknotens in ihrer Brust schmolz, und das Zittern tief in ihrem Inneren ließ ein wenig nach.

Als er beide Handgelenke versorgt hatte, ließ er ihre Hände zurück an ihre Seiten sinken.

Augenblicklich versteifte sie sich. Was würde er jetzt tun? Womit sie quälen? War das sein Spiel? Sie in Sicherheit wiegen, damit seine Grausamkeit danach noch schwerer zu ertragen war?

Tränen sammelten sich in ihren Augenwinkeln. Er wischte sie mit der Fläche seines Daumens weg.

„Ich weiß, dass du nicht freiwillig hier bist.“ Er sprach leise, blickte über seine Schulter zurück, als wolle er sich vergewissern, dass niemand ihn belauschte. Ein irrwitziger Gedanke besprang sie. Es war, als würde sich ihr Hirn an Schimären klammern, weil die Wirklichkeit zu fürchterlich war. Was, wenn er gar nicht zu den Bösen gehörte? Wenn er in Wahrheit einer von den Guten war? Wenn Daddy sie gefunden hatte? Wenn Daddy diesen Mann geschickt hatte, um auf sie aufzupassen? Es war verrückt. Natürlich war es das. Daddy liebte sie, aber sein Beschützerinstinkt lief gern Amok. Nicht einmal auf normale Dates hatte Daddy sie gern gehen lassen. Nur deshalb hatte sie sich auf der Fun Fair mit Jonathan getroffen. Nur deshalb ... Sie schluckte die restlichen Gedanken hinunter. Gedanken über was wäre wenn, hatten noch niemanden glücklich gemacht. Jonathan würde sie nie mehr in die Augen sehen können. Er hatte sie allein nach Hause gehen lassen, und dann war das hier passiert.

Niemals hätte ihr Vater einen Mann wie den ausgewählt, auf dessen Schoß sie ruhte, um sie zu befreien. Mit breiten Schultern und Armen wie Baumstämmen. Mit einem Kreuz, auf dem die Welt Platz hätte, und einem Kinn, das so scharf geschnitten war, dass man damit Diamant schleifen könnte. Der Gedanke war verrückt, und trotzdem war es schön, sich vorzustellen, dass er ein Retter sein mochte. Sie hatte zu wenig Schönes, an das sie sich an diesem Ort klammern konnte.

„Ich fürchte, du wirst diesen Abend nicht überstehen, ohne Schmerzen zu ertragen“, sprach er weiter. Die Illusion zerplatzte mit einem weichen Knall, wie ein mit Wasser gefüllter Luftballon, der auf Pflastersteinen zersprang. Kein Freund von Daddy würde ihr Schmerzen zufügen wollen.

„Aber ich kann den Schmerz für dich mit Genuss verbinden, wenn du mich lässt. Wenn du nicht willst, wird da nur Schmerz sein. Es ist deine Entscheidung.“

Ihre Entscheidung. Was für eine Wahl sollte das sein? Alles was sie hörte, war das Wort Schmerz. Aus den Tiefen des riesigen Raumes drangen die Schreie der anderen Mädchen an ihre Ohren, das Knallen von Peitschen, das Schnalzen, wenn Leder auf Haut traf. Doch dieser Mann vor ihr sprach von Entscheidungen. Von Genuss. Sie schüttelte den Kopf, konnte nicht klar denken. Was sollte sie sagen? Konnte er Recht haben? Konnte er ihr Genuss schenken in dieser Hölle? Als er ihre Füße massiert hatte, hatte sich das gut angefühlt. Würde er ihr mehr davon geben?

Und wollte sie das? Hier, an diesem Ort? Wollte sie ihre Würde verschenken, aus Angst vor den Schmerzen?

Diesmal wartete er nicht auf ihre Antwort. Etwas veränderte sich in seiner Miene. Seine Lippen verjüngten sich, alle Farbe wich aus dem zarten Braunrot. Sein Blick verwandelte sich in reines Eis.

„Aufstehen, Sklavin. Dort zum Tisch. Der Oberkörper auf die Platte, die Arme nach vorn ausgestreckt. Haben wir uns verstanden?“

Sie wich vor der plötzlichen Härte in seiner Stimme zurück. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie einer der Aufseher an ihrer Nische vorbeipatrouillierte und ihrem Master zunickte. Ihrem Master? Wo kam das denn her?

Als sie immer noch nicht reagierte, stieß er sie grob vom Sofa. Weil die Kette zwischen ihren Fußknöcheln so kurz war, fand sie keine Balance und krachte mit den Knien ungebremst auf den harten Holzboden. Stechender Schmerz fuhr ihr von den Knien in die Brust.

Eine harte Hand griff in ihr Haar, zog ihren Kopf in den Nacken, bis sie heißen Atem an ihrer Schläfe fühlte.

„Geh. Zum Tisch.“ Seine Aufforderung kam leise und zischend. Nicht mehr ganz so böse wie zuvor, aber der Zorn war zurück. Flammend heiß und im krassen Gegensatz zu der Kälte in seinem Blick. „Und dann brauche ich deine Entscheidung.“ „Kein Schmerz.“ Die Worte kamen ihr über die Lippen, ehe sie sie herunterschlucken konnte. Sie wollte nicht flehen, aber ihr Körper tat so weh. Ihre Zehen, ihre Brust, ihre Knie, ihre Arme. Einfach alles. Sie wollte keinen weiteren Schmerz, konnte nicht einmal den bloßen Gedanken daran ertragen. „Bitte“, flehte sie deshalb, vergaß ihre Würde und ihren Stolz. „Bitte tun Sie mir nicht weh.“ Ohne auf eine Antwort von ihm zu warten, raffte sie den mickrigen Rest ihres Stolzes zusammen und rappelte sich auf die Knie, um zu dem hüfthohen Holztisch zu gehen, von dem er gesprochen hatte.

Kapitel 2

Wäre nur nicht das Gewimmer gewesen, das den hohen Raum erfüllte und nichts mit Erregung zu tun hatte, sondern nur von Terror und Angst sprach. In seinem Club klangen diese Stimmen anders, klangen kehlig und rau und voller Erwartung. Dort war die Angst nicht Angst, sondern ein gesundes Maß an Respekt vor dem, was kommen mochte.

Hier fragte sich niemand, was kommen mochte. Manche dieser Frauen befanden sich, ähnlich wie Savannah, erst seit wenigen Tagen in der Gewalt ihrer Peiniger. Doch diese wenigen Tage hatten gereicht, um ihnen klarzumachen, was kommen würde. Schmerz. Triebbefriedigung, die nur einer Seite galt, und zwar der Seite, die austeilte. Schmerz, der nicht gepaart war mit Vergnügen, sondern mit Terror.

Wäre das alles nicht gewesen, er hätte das satte Klicken genossen, mit dem sich die Manschetten um Savannahs Handgelenke schlossen. Er tat es für sie, und dennoch wusste er, dass er ihr mit seinem Handeln das schlimmste Unrecht tat, das ein Mann einer Frau antun konnte. Er warf die Handschellen in die Ecke und griff stattdessen nach den gepolsterten Ledermanschetten, die ihrer Haut schmeicheln würden, während sie sie unbeweglich hielten. An jeder der Manschetten hing eine kurze Kette mit einem freien Karabinerhaken, über die man entweder beide Ketten miteinander verbinden oder ihre Arme gespreizt an irgendwelchen Haken festzurren konnte.

Er tastete unter dem Tisch und fand die dort angeschraubten Ösen. Ohne Vorsicht zog er Savannahs Arme nach links und rechts zum Tischrand und hakte die Karabiner in den Ösen ein. Zwei weitere Male ein sattes, zufriedenstellendes Klicken. Sie zuckte zusammen und wimmerte leise.

Hatte das Rattengesicht geflunkert, als er behauptet hatte, niemand hätte sich an ihr vergriffen, um die Ware nicht zu beschädigen? Wie nebensächlich ließ er seine Hand über ihre Flanken gleiten, ihren Rücken, ihre Schultern. Keine Striemen, keine Narben, und schon gar keine offenen Wunden, abgesehen von den Handgelenken. Für die würde die Ratte bezahlen. Dafür würde Tulane sorgen.

Savannah zitterte, als seine Hand die Rundungen ihres Hinterns umfasste, nacheinander, verweilte. Ihre Beine hatte er nirgends festgemacht, aber die Kette zwischen ihren Knöcheln war kurz. Ihre Haut war weich und glatt, zu kalt für seinen Geschmack, weil alles Blut sich zum Herzen zurückzog aus Furcht, was er ihr antun würde.

Wäre er mit ihr allein, hätte er vielleicht mit der flachen Hand, vielleicht mit einem Paddle das Blut direkt unter ihre Haut zurückgebracht, wo er es pulsieren sehen konnte. Das helle Oliv ihrer Haut würde sich röten, und er würde hart werden. Ihre Schenkel bebten, dass ihre Knie aneinanderschlügen, und nichts an ihm wurde hart. Verdammt.

Sam tauchte neben ihm auf.

„Geh“, murmelte er seinem Partner zu. „Geh zur Tür.“ Er blickte sich über die Schulter um, aber die Ratte diskutierte mit einem fetten Immobilienmakler über den Preis für eine magere Blondine. Die Schergen der Ratte grinsten debil, während sie beobachteten, was mit den anderen Mädchen gemacht wurde. Samuel hatte ein fotografisches Gedächtnis, und was er hier sah, würde sein Deputy nie vergessen. „Steh Wache und gib mir das Signal. Merk dir die Autonummern, falls vorher noch wer wegfährt. Ich will jeden Einzelnen zur Rechenschaft ziehen.“

„Was hast du vor?“, zischte Sam und blickte auf den von Gänsehaut überzogenen Hintern von Savannah Delaney hinunter. Schlimm genug, dachte Tulane grimmig, dass Sam für den Rest seines Lebens den Hintern der Tochter seines Bosses so im Kopf haben würde. Er musste wirklich nicht bezeugen, was Tulane noch vorhatte. Aber wenn er das Mädchen nicht testete, würde es ein anderer tun, und eher würde der Teufel Schlittschuhe brauchen, bevor er das zuließ. Dann machte er lieber sich selbst zum Gehilfen des Monsters.

„Nichts, das du mitansehen musst, und ich warne dich, Sam.“ Er nahm ein Paar hauchdünner Latex-Handschuhe aus einem Spender. „Wenn du jemals jemandem sagst, was du hier über mich erfährst, schneide ich dir die Ohren ab.“ Die Drohung war nur halb ein Scherz. „Verschwinde“, presste er noch heraus, als er sah, wie die spanische Ratte, Scheine zählend, zu ihm und Savannah zurückkehrte.

Sam setzte eine joviale Miene auf und schlug dem Spanier im Vorbeigehen eine Hand auf die Schulter. Als seien sie beste Kumpel. Ratte schien es kaum zu bemerken, so sehr faszinierten ihn die Geldscheine in seiner Hand.

Tulane streifte die Handschuhe über und trat hinter Savannah. Er beugte sich hinab und hakte die Kette aus den Fußmanschetten aus, dann richtete er sich wieder auf. Mit seinem Fuß, der in einem groben Stiefel steckte, trat er von innen gegen ihre Knöchel, ohne sie anzusprechen. Er trat nicht hart zu, aber ein leiser Laut entfuhr ihr, als sie gehorsam die Beine spreizte. Er brauchte nicht hinzusehen, um zu wissen, dass sie trocken wie ein Blatt von der Rolle Küchenkrepp war, die neben der Kleenexbox auf dem Tisch stand. Erregung und Nässe entstanden nicht, wenn eine Frau vor Furcht kaum atmen konnte.

„Sie wurde nicht benutzt?“, wandte er sich an Ratte.

Der schüttelte den Kopf, ohne aufzusehen. „Niente, Chefe. Nicht benutzt. Alles sauber. Alles heil. Alles für Sie, Chefe.“

„Ich werde das prüfen.“

Ratte ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Halb hatte Tulane gehofft, dass der Spanier endlich aufblicken und ihn mit sorgenvoller Miene betrachten würde, wissend, dass Lügen kurze Beine hatten. Aber der verfluchte Kerl war sich seiner Sache so sicher wie nur einer sein konnte, der die Wahrheit sagte. Verdammt. Und jetzt konnte Tulane nicht zurück. Er hatte gedroht, nun musste er die Prüfung durchziehen. Das bedeutete, Savannah unnötigerweise einer Tortur zu unterziehen, die sie vermutlich niemals vergessen würde.

Er würde sich versetzen lassen.

Wenn das hier vorbei war, würde er aus Mobile verschwinden, damit sie ihm niemals wieder in die Augen würde blicken müssen.

Wie gern wäre er behutsam gewesen, aber das würde der Ratte auffallen. Niemand hier war behutsam. Also riss er sich zusammen, schob seine latexumhüllte Hand zwischen ihre Beine, trieb einen Finger in Savannahs Scheide. Sie war eng, sehr eng, aber keine Jungfrau mehr.

Sie kniff den Hintern zusammen, als ihre Muskeln sich anspannten. Auch im Inneren krampfte sie sich um seinen Finger, aber sie zuckte weder besonders heftig zusammen, noch konnte er irgendwelche Verletzungen tasten. Der Spanier hatte also wohl die Wahrheit gesagt, und sie war während der Gefangenschaft nicht vergewaltigt worden. Allerdings deutete ihre Enge darauf hin, dass sie auch davor nicht sonderlich aktiv gewesen war. Sexuell gesehen. Die Ketten, mit denen die Manschetten an einem Haken unter dem Tisch befestigt waren, klirrten, als sie daran riss. Er schloss die Augen, als eine Woge von Lust ihn überschwemmte, unerwartet und zu hundert Prozent unwillkommen. Das hier sollte ihm keine Lust bereiten. Aber was sollte er tun? Er war, wer er war. Er tat hier nichts, das er nicht schon hundert Mal getan hätte. Mit Frauen, die willig waren, die danach lechzten. Die die Möglichkeit besaßen hatten, nein zu sagen, und genau wussten, was auf sie zukam. Das Gefühl der Enge, das Gefühl von Savannahs sich um ihn schließenden Körpers stieg ihm ins Blut, weckte das Tier in ihm. Er war nicht besser als der Köter von Pawlow, darauf konditioniert, zu reagieren, wenn eine Frau in Ketten sich unter ihm wand. Nur widerstrebend zog er seinen Finger zurück.

„Gut“, sagte er. Als er zu Ratte blickte, erkannte er, dass der nicht mehr seine Geldscheine zählte, sondern ihn neugierig beobachtete. Innerlich verdrehte Tulane die Augen. Auf diese Art von Zuschauern hätte er verzichten können. Der Latex an seinem Mittelfinger glänzte ein wenig feucht.

„Anal?“, fragte er den Mann.

Savannahs wehrlos daliegenden Körper durchfuhr bei dem Wort ein Zucken.

„Nonononono.“ Abwehrend hob Ratte beide Hände und trat einen Schritt zurück.

„Unbeschädigte Ware, Chefe, ganz sauber.“

Tulane ging hinter Savannah in die Knie, legte seine Hände auf ihre Hinterbacken und zog sie sacht auseinander. Im Grunde genommen hätte er auch in diese Öffnung einen Finger schieben müssen. Wenn Ratte nur ein wenig gründlicher instruiert worden wäre, wüsste er, dass kein Test einer Sklavin vollkommen war, ohne dass der Käufer sich vergewisserte, dass wirklich alles in Ordnung war. Nicht anders, als wenn man ein Auto kaufte oder mietete und jede Delle, jeden Kratzer genau dokumentierte. Was für ein ekelhafter Vergleich.

Doch das Rattengesicht hatte keine Ahnung, und Tulane begnügte sich damit, Savannah zu betrachten. Allein diese Erniedrigung würde etwas sein, über das sie wochenlang nicht hinwegkam. Sehr wahrscheinlich würde es Jahre brauchen, bis

Psychologen und Therapeuten sie wieder aufrichteten.

Verdammt, sie war perfekt, fuhr es ihm durch den Kopf, als er sie betrachtete. Pinkes Fleisch in einem Bett tiefschwarzer Löckchen. Alles an ihr war perfekt. Sie war weich und rund, eher klein, aber nicht zierlich. Sanft gepolstert mit Muskeln, die ihrem Körper eine Form gaben, die zum Kuscheln einlud. Dazu, sich an ihrer Seite zusammenzurollen, wenn sie in Ketten lag und sich nicht rühren konnte, während er sich an ihr gütlich tat. In seiner Fantasie war sie feucht. Mehr noch, sie triefte vor Nässe. Wenn er mit ihr fertig war, wären ihre Augen verhangen vor Lust und Befriedigung.

Er stand auf, zog die Handschuhe von den Fingern und warf sie, da er keinen Mülleimer sehen konnte, auf den Boden. Das hier war keine Fantasie. Das hier war ein Albtraum.

War es nicht bald an der Zeit, dass Sam das Zeichen gab?

Wie lange dauerte das noch? Niemals hatte er weniger Lust gehabt, eine Szene zu spielen, doch wie es aussah, blieb ihm nichts anderes übrig.

Er ging um den Tisch herum, seine Hüfte in der Jeans streifte eine ihrer ausgestreckten Hände, dann blieb er vor ihrem Kopf stehen. Ihre Schultern bebten und zitterten. Hart griff er in ihre Haare und registrierte, wie kühl und weich die Strähnen an seinen Fingern waren. Er zog ihren Kopf in den Nacken. „Sieh mich an.“ Ihr Gesicht war nass von Tränen. Schluchzer hatte er keine gehört. Sie weinte still, und es brach ihm das Herz. Dankbar, etwas tun zu können, riss er von der bereitstehenden Küchenrolle ein Blatt Krepp ab und wischte ihr damit übers Gesicht. „Ich mag keine Tränen“, log er. Er liebte Tränen. Aber nicht diese Art.

Ihre Augen flehten.

„Mach den Mund auf.“

Sie zögerte, dann gehorchte sie. Das war der Moment, in dem er ihr Gebiss prüfte, das Innere ihres Mundes, das zu seiner Verfügung stehen würde, wenn er sie kaufte. Kein Mann kaufte eine Katze im Sack, schon gar nicht, wenn er Tausende von Dollar für eine Sklavin ausgab. DeMarco Horvath Jr. hatte einen Ruf als einer, der einen hohen Verschleiß hatte, weil er hart und unnachgiebig war. Wenn eine Sklavin in seinem Besitz wenigstens ein paar Wochen aushalten sollte, musste sie in perfekter Verfassung sein.

Er schaute kaum hin. Er schaute auf ihre Lippen, die voll und weich waren, die Mundwinkel leicht gekräuselt wie bei jemandem, der oft und gern lächelte. Die Frau auf diesem Tisch war so schön wie kaum eine, die sich je in seiner Hand befunden hatte. Und ganz sicher war sie tapferer als alle anderen zusammen.

Er sah auf sie hinunter, in ihre dunkelbraunen Augen, und wünschte sich, er hätte sie unter anderen Umständen kennengelernt.

„Zunge“, sagte er.

Sie streckte die Zunge heraus. Er unterdrückte ein Keuchen. Er bemerkte, dass er alles andere auszusperrten begann, dass er nur noch sie sah, nichts anderes mehr hörte als ihren stockenden Atem. Er konnte ihr nicht viel geben, aber sie verdiente seine volle Aufmerksamkeit. Als eine weitere Träne aus ihrem Augenwinkel rann, nahm er den winzigen Tropfen mit dem Daumen weg. Er hätte gern gekostet.

Er hätte so vieles gern getan. Vor allem hätte er ihr gern versichert, dass alles gut werden würde. Doch sie verdiente mehr als schale Lügen, und noch war nicht klar, ob sie beide heil aus dieser Sache herauskommen würden.

Ihr Flehen klang ihm in den Ohren, und jetzt las er es auch in ihren Augen. Keine Schmerzen. Tun Sie mir nicht weh.

Er war ein Mann, der Dinge gern so hatte, wie er sie wollte. Er liebte Gehorsam, genoss es, wenn eine Frau sich in seine Hände gab und tat, was er von ihr verlangte.

Den Anblick von sich rötender Haut, von auf perligen Weiß aufblühenden pinkfarbenen Striemen war Ambrosia für ihn.

Er war dominant, und mehr als nur ein Hauch Sadismus rann durch seine Adern. Er hatte keine Ahnung, ob die Frau, die hier lag, devot war. Aber er wusste, wie er dafür sorgen konnte, dass sie feucht wurde. Devot oder nicht. Es gab Dinge in der Welt der Erotik, die bei jeder Frau zogen. Am Ende des Tages war ein weiblicher Körper doch nur eine Maschine, und alles, was ein Mann wissen musste, war, in welche Richtung er das Schraubchen zu drehen hatte, damit alles wie geschmiert lief.

Aber er musste den Schein wahren. Er löste den obersten Knopf seiner Jeans, ohne den Griff in ihren Haaren zu lockern.

„Keine Schmerzen.“ Er beugte sich zu ihr hinunter, inhalierte ihren Duft, reine Weiblichkeit, ohne irgendwelche Duftwässerchen, nichts als das Aroma des Schweißes auf ihrer Haut. „Ich werde dir nicht wehtun“, raunte er. „Aber du wirst etwas für mich tun, damit ich entscheiden kann, ob ich dich kaufe oder nicht.“

Er lauschte auf das Flüstern ihrer Haut, auf das Zittern ihres Atems, der stockte, als er sagte, dass sie etwas für ihn tun solle. Der in einem entsetzten Zischen entwich, als er von Kaufen sprach.

Er riss sich die Jeans ganz auf und legte die Spitze seines Schwanzes auf ihre Zunge.

„Weit auf“, sagte er, verstärkte seinen Griff und zog ihren Kopf so, dass er sich tief in ihren Mund schieben konnte. Wärme empfing ihn. Die Feuchtigkeit ihrer Mundhöhle umschloss ihn. Er keuchte leise, zog sich zurück, drang wieder vor. Spürte, wie sie würgte, sehnte sich danach, diesen Punkt zu überwinden, tiefer zu dringen, aber wusste gleichzeitig, dass er ihr das nicht antun konnte.

„So ist es richtig“, murmelte er und fickte ihre Mundhöhle. Er fragte sich, ob er sich würde zurückhalten können, wenn er zu kommen drohte. Als sie die Lippen um ihn schloss, riss er sacht an ihren Haaren.

„Auf!“, herrschte er sie an. „Streck die Zunge heraus.“ Sie gehorchte, und er ließ seinen Schwanz auf ihrer Zunge vor und zurück gleiten, auf diesem samtigen, feuchten Bett. Für einen Moment schloss er die Augen, um sich zu sammeln, und dachte an Laetitia. Mit ihr spielte er dieser Tage im Club. Er nahm sich vor, dass sie es sein würde, bei der er sich so bald wie möglich holen würde, was Savannah Delaney ihm im Leben nicht geben durfte.

Ihr stockender Atem strich über ihn hinweg, ihr Körper zuckte. Er zog sich zurück, nahm die Hand aus ihren Haaren. Trat zurück. Sie drehte den Kopf und legte ihre tränenfeuchte Wange auf die Tischplatte, bebend.

Er schloss seine Jeans und trat wieder um sie herum bis er hinter ihr zwischen ihren gespreizten Beinen stand. Diesmal ohne Latex, schob er seine Hand zwischen ihre Schenkel.

Seine Finger trafen, als er die Hand zurückzog. Es wunderte ihn nicht. Angst wirkte nicht selten wie ein Aphrodisiakum, und er war der Einzige in diesem Raum, der ihr etwas Gutes getan hatte.

Er wollte wetten, dass die Ratte anerkennend die Augenbrauen hochzog. Doch er schaute nicht zu dem widerwärtigen Kerl. Er schob die Finger wieder in Savannah. Sie hatte ihm etwas geschenkt. Sie hatte ihm einen Augenblick der Unterwerfung geschenkt, der vielleicht nicht in ihrer Natur lag, aber diesen Ort für einen Moment für sie beide erträglich gemacht hatte.

Er schuldete es ihr, dieses Geschenk zurückzugeben.

Er konnte sie vergessen lassen.

Nicht für lange, aber für einen Augenblick.

Es war falsch. Das alles war falsch. Dass es sich gut anfühlte, wie er sie hielt. Dass sie sich an seine Stimme klammerte, als wären seine Worte die einzige Sicherheit in einem Meer aus Gefahr. Dass sie sich einredete, das, was er tat, tat er nicht gerne. Sicher gab es einen Fachbegriff für diese irrationale Zufriedenheit. Für die Genugtuung, die sie empfand, als sie merkte, dass ihm gefiel, was sie tat. Er nahm sich ihren Mund, fickte ihre Mundhöhle, als würde sie ihm gehören. Doch statt ihn dafür zu hassen, wie sie all die anderen hasste, besänftigte es ihre Nerven, als sie merkte, wie er zwischen ihren Lippen härter wurde.

Sie war ja krank. Abartig. Die Nässe, die sich zwischen ihren Schenkeln sammelte, ein Beweis für ihre Perversität. Es war ihr egal. In diesem Moment war es ihr egal. Lieber war sie pervers, als verrückt vor Angst.

Sie schloss die Augen und ließ ihn machen. Stellte sich vor, sie wäre an einem anderen Ort, schwelgte in dem Traum, das hier aus freien Stücken für ihn zu tun. In einer Armee aus Dämonen war er der Einzige, der gut zu ihr gewesen war. Er hatte ihre krampfenden Beine massiert, hatte sie gehalten und ihr eine Wahl gegeben. Schon immer hatte sie Vergnügen darin gefunden, für andere da zu sein. Doch das hier war etwas anderes. Wie er sie anfasste, wie er ihren Kopf hielt und ihr brüske Kommandos erteilte, schenkte ihr nicht nur Vergnügen, sondern auch Sicherheit. Wenn sie tat, was er von ihr wollte, wäre er weiter gut zu ihr, und sie hatte nichts von ihm zu befürchten.

Er zog sich aus ihrem Mund zurück. Speichel tropfte von ihrer Unterlippe auf die Tischplatte. Mit dem Daumen nahm er einen Speichelfaden von ihrem Kinn und verstrich ihn zwischen den Fingern.

„Das wird helfen“, sagte er. „Spuck noch mal.“ Er hielt die flache Hand vor ihren Mund.

Sie schämte sich schrecklich, aber tat, was er verlangte.

Er trat um sie herum.

Zuerst wusste sie nicht, was er plante, doch dann war seine Hand zwischen ihren Schenkeln, fanden speichelfeuchte Finger ihre Klit. Die kleine Perle war verborgen zwischen Savannas Falten, versteckte sich aus Angst und Panik. Aber dieser Mann wusste, wie er eine Frau anfassen musste. Seine Finger glitten mit der Hilfe ihres Speichels, und dann auch mit der Hilfe ihrer Lust. Sie schoben Haut beiseite, legten das pulsierende Bündel Nerven frei, rieben und drückten.

Sie erschauerte. Sie wollte es nicht mögen, doch verdammt, es war gut. Vor allem, als er sie küsste. Zuerst war da nur sein Atem auf ihrem Steißbein, dann seine Lippen. Kleine Küsse, ihre Wirbelsäule entlang, ein harter Griff in ihr Haar, während seine Finger in ihrer Spalte sie weiter erkundeten, sacht rieben, ohne tief einzudringen.

„Du kommst“, raunte er in ihr Ohr, „wenn ich es dir sage. Nicht vorher. Und nicht nachher. Hast du mich verstanden?“

Sie antwortete nicht, konnte nicht antworten, nicht mit seinen Fingern zwischen ihren Schenkeln. Ein fester Ruck an ihren Haaren brachte sie zurück ins Hier.

„Hast. Du. Verstanden?“

Sie versuchte zu nicken, doch sein unnachgiebiger Griff ließ ihrem Kopf kaum Freiheit.

Plötzlich verschwanden seine Finger von ihrer Klit. Ein kurzes Drehen seines Handgelenks, eine Bewegung mit Daumen und Zeigefinger, und ein Glühen schoss zwischen ihre Beine. Erst als die Hitze abebbte und nur ein Brennen blieb, begriff sie, was er getan hatte. Wie man einen Brotkrumen von einer Tischdecke schnippen

würde, hatte er mit dem Zeigefinger auf ihre Klit geschnippt.

Sie stöhnte. Er wiederholte das Schnippen. Ein kurzer Schmerz, Hitze, Pochen. Das nächste Mal war es seine ganze Hand, die auf ihre Mitte sauste. Mehr Hitze. Blut, das in ihre Schamlippen schoss, sie anschwellen ließ, die Haut empfindlich machte. Druck. Von außen. Von innen. Noch ein Schlag. Ein Schnippen. Reiben.

„Nein!“ Das Flehen kam tief aus ihrer Kehle, hörte sich an wie eine Bitte. Da waren die anderen. Die Mädchen, die litten und schrien, denen Schmerzen zugefügt wurden, um sie zu testen. Und da war sie, die genoss. Das durfte nicht sein. Sie wand sich, versuchte, seinem Griff zu entgehen. Doch er war schneller, drehte sie auf die Seite, packte ihre linke Wade und hob ihr Bein über seine Schulter. Weit offen für ihn. Für jeden, der an der Nische vorbei kam und gierig auf die Szene starrte. Sie wollte sterben vor Beschämung, aber er ließ nicht nach. Sein schwerer Körper hielt ihr rechtes Bein auf dem Tisch fest, ihr anderes Knie lag über seiner Schulter, und sie konnte sich nicht rühren. Sein Daumen rieb ihre Klit, mit zwei Fingern fickte er sie. Hart und unnachgiebig. Druck baute sich auf in ihrem Inneren. Eine gigantische Welle.

„Jetzt!“, verlangte er. „Komm jetzt!“

Sie konnte nicht. Sie wollte nicht, aber ihr Körper war nur ein Gebilde aus Muskeln und Fleisch und Nerven, und diese Nerven brannten unter seiner Attacke, standen in Flammen. Im Takt seiner Berührungen schossen brennende Impulse in ihren Unterleib. Tränen rannen ihr aus den Augen, doch durch den Tränenschleier sah sie sein Gesicht. Hart, aber nicht grausam. Unnachgiebig. Tief in ihrem Inneren fand er den Punkt, der jeden Funken Willen ausschaltete, massierte ihn, drückte und rieb. Ihr Körper kapitulierte vor seiner Macht und Zielstrebigkeit.

Sie kam.

Sie zitterte und bebte, biss sich auf die Lippen, bis sie Blut schmeckte, um nicht zu schreien, während ihr Körper zuckte und Wellen aus glühender Lust sie überrollten. Mitten in das Glühen und Zucken schnitt ein Knall, dann noch einer. Schreie zerfetzten die Luft. Erst mit Verspätung begriff sie, dass einige der Schreie von ihr selbst kamen und nichts mit dem Orgasmus zu tun hatten, den der fremde Mann ihr abgetrotzt hatte. Sternchen verwirbelten vor ihrem Blick, ihre Lungen brannten, ihr Körper wand sich in Nachbeben. Panische Fußtritte. Ein leises Klicken, wie aus großer Ferne, dann waren ihre Arme frei.

Alles um sie herum versank. Schwärze umfasste sie. Jemand hob sie hoch.

„Ich hab dich“, flüsterte eine Stimme in ihr Ohr, die sie kannte. „Jetzt ist alles vorbei. Ich bring dich hier raus. Verzeih mir, Savannah. Verzeih mir, was ich dir angetan habe.“

Ein Teil von ihr begriff, was er sagte. Verstand, was passierte. Es war vorbei. Daddy war gekommen, und er hatte ihr einen Gott geschickt. Einen Gott, der sie durch die Hölle aus Schüssen, Flüchen und Befehlen trug.

Frische Luft, wie sie sie seit Tagen nicht mehr geatmet hatte. Der Gott hüllte ihren Körper in eine Decke und hob sie vorsichtig auf die Rückbank eines Minivans. Sie klammerte sich an sein T-Shirt. Hier draußen war es fremd und laut und unsicher. Nur er konnte sie halten, verhindern, dass ihr Körper davonflog und sie verstört und orientierungslos zurückließ. Er wusste, wie er diesen Körper behandeln musste, wusste es besser als sie selbst.

„Special Agent Tulane Flemming“, hörte sie seine Stimme sagen. „Das hier ist Savannah Delaney. Ich bleib bei ihr. Sie ist meine Verantwortung.“

Sie schmiegte sich an ihn. Er roch würzig und frisch. Nach Wäschestärke und frischem Schweiß. War ihr das zuvor nicht aufgefallen? Immer wieder strich seine große Hand über ihren Rücken. Fast bereute sie, dass diese Decke zwischen seinen

Fingern und ihrer Haut war.

„Es ist vorbei“, murmelte er. „Es ist vorbei.“

Bleib, wollte sie sagen, aber die Angst war zurück und klebte ihr die Zunge an den Gaumen. Lass es nicht vorbei sein. Halt die Zeit in dem Moment an, als sich mein Körper auf deinen Befehl hin mit Sternenlicht gefüllt hat. Ich will nicht, dass es vorbei ist, ich will nicht zurück in die Welt. Die Welt ist böse und kalt und gemein. In dieser Welt gibt es falsche Freunde und Taser und Angst. Bei dir gibt es nur dich und mich und das Gefühl von Sicherheit, das du mir schenkst.

Mehr und mehr Blaulichtwagen fuhren vor. Die Zufahrt zur Scheune, ein schon durch die Anreise der potenziellen Kunden arg in Mitleidenschaft gezogener Feldweg, war nur noch eine vollkommen zerwühlte Buckelpiste. Vornweg rasten die Einsatzwagen der Polizei, Truppentransporter, die immer noch Bewaffnete ausspuckten, auch wenn der Captain im Inneren längst alles unter Kontrolle hatte. Schüsse waren kaum gefallen, da das Rattengesicht von seinen Oberen den Befehl erhalten hatte, die Veranstaltung unter Ausschluss von Schusswaffen abzuhalten. Die paar Bewaffneten, die außen vor der Scheune die Scharade bewacht hatten, waren im Handumdrehen überwältigt worden.

Hinter den Polizeifahrzeugen, und Major Delaney entstieg zum Glück keinem einzigen davon, kamen die Krankenwagen. Tulane hielt Savannah auf seinen Knien fest, genoss, wie sie sich an ihn presste. Teilnahmslos beobachtete er, wie die anderen Frauen und Mädchen, schluchzend und in Decken gehüllt, aus der Scheune herausgeführt wurden. Zwei oder drei waren stark genug, in Richtung des Rattengesichts auszuspucken, ehe sie in einen Krankenwagen kletterten. Die Ratte stand, die Hände hinter dem Rücken in Handschellen zusammengenommen, an der Seite und wurde von zwei Detectives befragt. Tulane konnte nicht hören, was gesprochen wurde, aber er sah den leeren Gesichtsausdruck des Spaniers. Er nahm an, dass der so tat, als würde er kein Wort Englisch verstehen oder sprechen. Wichser, dachte er. Komm du mir in die Finger, und ich kastrier dich. Dich und deine verwichste Bande. Doch er machte sich keine Illusionen. Die Ratte und seine Schergen waren winzige Lichter in einem viel größeren Unternehmen. Es würde Wochen, vielleicht Monate dauern, ehe sie an die nächsthöhere Stufe in der Hierarchie herankamen.

Ich lasse mich versetzen, dachte er. Ich mache diesen Scheiß nicht mehr mit. Ja, er hatte die Hinweise auf diese Veranstaltung gefunden, und ja, er hatte sich bereiterklärt, hier als Undercover Agent eingeschleust zu werden, um den Ring zu sprengen. Aber sie hatten nichts gesprengt. Sie hatten kaum an der Oberfläche gekratzt, und er glaubte nicht, dass er sich nochmal so zusammenreißen konnte, wenn er wieder in solch eine Veranstaltung geriet. Das nächste Mal würde Blut fließen.

Savannah rührte sich in seinem Arm, versuchte, sich aufzurichten. Er drückte sie zurück. „Bleiben Sie liegen“, sagte er leise. „Ich lasse für Sie einen Krankenwagen herkommen.“

„Ich kann laufen ...“, murmelte sie.

„Ich will nicht, dass Sie laufen.“

Einen Augenblick lang sträubte sie sich, dann erschlaffte sie erneut auf seinen Knien. Das flackernde Blaulicht der Einsatzwagen reflektierte in ihren weit offenen Augen, als sie ihn ansah. „Wie heißen Sie, Sir?“

Er erwiderte ihren Blick, fassungslos, aber auch ein wenig ... erregt? Himmel, er

sollte damit aufhören, die Ernsthaftigkeit der Situation seiner verfluchten Libido unterzuordnen. Das hier war nichts, was er wollte. Doch wenn eine nackte Frau auf seinen Knien Sir zu ihm sagte, wurde er im Inneren butterweich.

„Tulane“, sagte er. „Special Agent Tulane Flemming. Ihr Vater ist mein Vorgesetzter.“ „Oh.“ Sie zog die Brauen in der Stirn zusammen, dann fasste sie nach dem Saum der Decke, die er über sie gebreitet hatte, und zog den Stoff fester um sich. Hitze malte ein sanftes Rot auf ihre Wangenknochen. „Ich schäme mich so“, sagte sie und schloss langsam die Lider über ihren herrlichen großen Augen.

„Sie sind entführt worden, Savannah“, sagte er und hielt sich mit Mühe davon ab, die Finger durch die seidigen Strähnen ihrer Haare zu ziehen. „Es gibt nichts, wofür Sie sich schämen müssen.“

„Nein, nicht deswegen.“ Sie schluckte hart. „Wegen ... weil ... was Sie getan haben, Sir. SA Flemming. Da drin. Ich meine ...“

„Ich bin es, der sich für das schämt, was er da drin getan hat. Ich wollte Ihnen helfen, trotzdem hätte ich es nicht tun dürfen.“ Was er getan hatte, hatte er gemacht, um zu vermeiden, dass sie, ehe seine Kollegen zugriffen, von anderen angefasst wurde. Er hätte es nicht ertragen, das mitanzusehen zu müssen. Jeder einzelne Käufer da drin hätte das Recht gehabt, sie zu befehlen, ihr weh zu tun. Sogar, sie zu vögeln, um zu testen, ob sie als Sklavin für die individuellen Bedürfnisse des Interessenten passte. Die Widerlichkeit solcher Veranstaltungen kannte keine Grenzen.

„Ich bin ... ich hatte einen Höhepunkt“, flüsterte sie, ohne ihn anzusehen. „Da drin. In diesem Raum. Unter den Augen all dieser Menschen. Wie eklig ist das, SA Flemming? Ist das nicht furchtbar pervers?“

Sie war gekommen, unter seinen Fingern. Nichts daran fand er pervers. Im Gegenteil. Wäre etwas mehr Zeit vergangen zwischen ihrem Orgasmus und dem ersten Schuss, hätte ihn das Bewusstsein, sie an diesen Punkt gebracht zu haben, selbst auf Wolke Sieben katapultiert. Trotz der Umgebung, trotz ihres Widerwillens, war sie unter seinen Händen zerfließen. Dass er diese Macht über sie und ihre Gefühle gehabt hatte, und sei es nur für wenige Minuten, drohte ihm noch jetzt die Fassung zu rauben. Er hatte sie in der Hand gehabt. Er hätte sie zerbrechen können, stattdessen hatte er sie am unwahrscheinlichsten Ort, den man sich denken konnte, in den Himmel gehoben.

Einen Mann wie ihn ließ das nicht kalt.

Doch sie tickte nicht wie er. Sie war eine zauberhafte junge Frau mit guter Erziehung und perfektem Auftreten. Sie war nicht wie er, und das, was dort drin passiert war, musste auf sie widerwärtig und pervers wirken. Natürlich schämte sie sich.

„Hey Mann.“

Er blinzelte auf, als Sam neben ihm auftauchte. Verunsichert blickte der junge Deputy auf Savannah hinunter. „Ist sie das? Delaneys Tochter?“

„Sie kriegt ihren eigenen Krankenwagen“, sagte Tulane. „Ich rufe Dr. Simison in Springhill an und stelle sicher, dass sie Miss Delaney persönlich dort in Empfang nimmt. Organisier du die Ambulanz.“

„Geht klar, Boss.“ Mit einem letzten Blick auf Savannah entfernte Sam sich wieder.

„Ich kann mit anderen zusammen fahren, ich ...“

„Warum legen Sie so viel Wert darauf, sich dem zu widersetzen, was ich für Sie bestimme?“

Seine Frage machte sie stumm. Erschrocken blickte sie zu ihm auf.

Er lächelte. „Ich will nur sicherstellen, dass Sie die bestmögliche Fürsorge bekommen, Savannah. Sie haben mehr als genug durchgemacht.“

Wieder schluckte sie hart. Wenig später piepte ein Krankenwagen, als er sich ihnen im Rückwärtsgang näherte, angewiesen von Samuel. Zwei Sanitäter stießen die

hinteren Türen auf und öffneten den Blick in das grell ausgeleuchtete Innere des Wagens.

Tulane ließ Savannah nur widerwillig von seinen Knien gleiten, um sie in die kundigen Hände der weiblichen Sanitäterin zu übergeben. Er wiederholte, was er zu Sam gesagt hatte, dass er selbst die Chefärztin der Springhill Clinic anrufen und Savannahs Ankunft dort ankündigen würde.

Nie im Leben würde er den letzten Blick vergessen, den Savannah ihm zuwarf. Sie saß auf der Krankenliege im Inneren des Wagens, die Sanitäterin schob die Decke von ihrer linken Schulter und setzte die Manschette des Blutdruckmessgerätes an. Savannah sah nur auf ihn.

Bis zu dem Moment, in dem der andere Sanitäter die Doppeltüren zuschlug und die Ambulanz sich hoppelnd in Bewegung setzte.

Vermutlich würde er sie nie wiedersehen. Vielleicht würde er hin und wieder Gelegenheit haben, sich bei ihrem Vater zu erkundigen, wie es ihr ging. Aber Major Delaney wäre bald schon Colonel Delaney, und dann würde Special Agent Flemming kaum noch Berührungspunkte mit ihm haben. Zu viele Stationen in der Hierarchiekette lagen dann zwischen ihnen.

Er würde sie nie wiedersehen, und das war vermutlich das Beste so. Er konnte sich nicht leisten, dass irgendwer auf dem Revier erfuhr, wie Tulane Flemming seine Freizeit verbrachte. Am allerwenigsten Delaney, der Vorgesetzte, den er mehr als alle anderen respektierte.

„Hat schon jemand ihren Vater informiert?“, fragte Sam, der neben ihm stand und wie er dem Krankenwagen hinterherstarrte.

„Keine Ahnung.“ Tulane kratzte sich den Nacken. Aus dem Augenwinkel sah er, wie die beiden Polizisten das Rattengesicht in einen Panzerwagen mit kleinen vergitterten Fenstern steckten. „Ich rufe ihn gleich an und erstatte Meldung.“ Schweigend nickte Sam.

Er würde sie nie wiedersehen, und das war auch gut so. Aber er wollte verdammt sein, wenn ihn das nicht wenigstens ein bisschen traurig machte.

Nur ein bisschen.

Sie hatte sich verdammt gut angefühlt in seinen Armen.